



Untergegangene Kolonialreiche

Gescheiterte Utopien in Amerika

böhlau

Simon Karstens







Simon Karstens

Untergegangene Kolonialreiche

Gescheiterte Utopien in Amerika

BÖHLAU VERLAG WIEN KÖLN

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek:
Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation
in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten
sind im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

© 2022 Böhlau Verlag, Zeltgasse 1, A-1080 Wien, ein Imprint der Brill-Gruppe
(Koninklijke Brill NV, Leiden, Niederlande; Brill USA Inc., Boston MA, USA; Brill Asia Pte Ltd,
Singapore; Brill Deutschland GmbH, Paderborn, Deutschland; Brill Österreich GmbH, Wien,
Österreich)

Koninklijke Brill NV umfasst die Imprints Brill, Brill Nijhoff, Brill Hotei, Brill Schöningh,
Brill Fink, Brill mentis, Vandenhoeck & Ruprecht, Böhlau, Verlag Antike und V&R unipress.
Alle Rechte vorbehalten. Das Werk und seine Teile sind urheberrechtlich geschützt. Jede
Verwertung in anderen als den gesetzlich zugelassenen Fällen bedarf der vorherigen schriftli-
chen Einwilligung des Verlages.

Umschlagabbildung: Mostaert, Jan Jansz. Landscape with an Episode from the Conquest
of America, ca. 1535. <http://hdl.handle.net/10934/RM0001.COLLECT.519997> (Rijksmuseum
Amsterdam)

Vor- und Nachsatz: Eine Weltkarte aus der Reiseberichtsammlung des einflussreichen engli-
schen Kolonialpropagandisten Richard Hakluyt, den *Principal Navigations* von 1598. John
Wright, after the c. 1592 globe of Emery Molyneux ([https://commons.wikimedia.org/wiki/
File:Map_of_the_World_Hakluyt_Vol_I_Adelaide.png](https://commons.wikimedia.org/wiki/File:Map_of_the_World_Hakluyt_Vol_I_Adelaide.png)), »Map of the World Hakluyt Vol I
Adelaide«, als gemeinfrei gekennzeichnet, Details auf Wikimedia Commons: [https://commons.
wikimedia.org/wiki/Template:PD-old](https://commons.wikimedia.org/wiki/Template:PD-old).

Korrektorat: Ulrike Weingärtner, Gründau
Einbandgestaltung: Michael Haderer, Wien
Satz: Michael Rauscher, Wien

Vandenhoeck & Ruprecht Verlage | www.vandenhoeck-ruprecht-verlage.com

ISBN 978-3-205-21472-4

Inhalt

Vergessene Geschichte(n)	7
1. Goldminen im Permafrost – Die Baffin Insel 1576–1578	19
2. Ein neues Frankreich – Das St.-Lorenz Tal 1534–1544 und 1600–1617	39
3. Mit dem Silber des Meeres zu einem Weltreich – Neufundland 1578–1583	61
4. Als Kanada einer Frau gehörte – Die Acadie 1606–1613	77
5. Der verratene Gottesstaat – Virginia 1571	97
6. Eine verschwundene englische Stadt – North Carolina 1584–1590 . . .	111
7. Wenn Eroberer zu Söldnern werden – Florida 1562–1565	141
8. Ein Konzern gründet eine Kolonie – Die Welser in Venezuela 1528–1556	167
9. Eine unmögliche Mission – Walter Raleigh in Guyana 1595 und 1617 .	193
10. Allmacht und Ohnmacht des Glaubens – Nordbrasilien 1612–1615 . .	219
11. Märtyrer unter Menschenfressern? Rio de Janeiro 1555–1560	243
12. Eine verlorene Festung am Ende der Welt – Die Magellanstraße 1584 .	265
Utopie und Untergang – Jenseits des Meeres	279
Zeitleiste	285
Abbildungsnachweis	288
Danksagung	290



Vergessene Geschichte(n)

Ob Schulbücher, TV-Dokumentationen, Erklärvideos auf Videoportalen oder historische Überblickswerke – die meisten Darstellungen der sogenannten Eroberung Amerikas schildern eine ebenso brutale wie einseitige Geschichte. Sie erzählen, wie die Spanier in eine für sie neue Welt kamen und wie daraufhin die indigenen Reiche der Azteken und der Inka kollabierten und erobert wurden. Manchmal umfasst die Geschichte noch das Schicksal der weniger urbanisierten Kulturen der Taino in der Karibik oder der *Tupinamba* in Brasilien, genauer deren Massensterben durch Seuchen, Zwangsarbeit, Misshandlung oder Vertreibung. Aus den Trümmern der indigenen Großreiche erhebt sich in den Erzählungen dann, als Resultat allen Leidens und Mordens, das Spanische Imperium, welches später wiederum von den Engländern, Franzosen und Niederländern herausgefordert wird. Diese Geschichte, die in groben Zügen durchaus zur Allgemeinbildung zählen kann, ist allerdings in mindestens zweierlei Hinsicht einseitig und unvollständig.

Erstens besteht die Geschichte der Begegnung von Europäern und Amerikanern keineswegs nur aus europäischen Triumphen, die für indigene Kulturen tragisch und verhängnisvoll waren. Sie umfasst zahlreiche Beispiele für Misserfolg und Scheitern derjenigen, die mit großen Erwartungen und einem unzweifelhaften Glauben an ihre eigene Überlegenheit den Ozean überquerten. Tatsächlich ist der größte Teil derjenigen, die hofften jenseits des Ozeans Reichtümer und Ruhm zu gewinnen, entweder geschlagen und verarmt nach Hause zurückgekehrt oder gleich bei dem Versuch gestorben, sein eigenes Reich in Übersee zu errichten. Diese oft vernachlässigte Geschichte der gescheiterten Eroberungen Amerikas steht im Zentrum dieses Buches.

Zweitens wirft ein Blick auf gescheiterte Eroberungen und untergegangene Kolonialreiche ein neues Licht auf die oft einseitige Rolle, die den Indigenen Amerikas zugeschrieben wurde. Betrachtet man scheiternde, leidende und sterbende Europäer, so wird die Handlungsmacht und historische Bedeutung all derjenigen stärker sichtbar, welche die Europäer verächtlich nur *Sauvages*, *Savages*, *Indios* oder *Wilde* nannten. Damit lässt sich die Sichtweise der Reiseberichte, Tagebücher und Briefe der Europäer hinterfragen, die sich selbst oft als Herren der Lage, von Gott auserwählte Eroberer oder Heilsbringer und als den in ihren Augen primitiven Indigenen überlegen beschrieben.

Die in diesem Buch präsentierten Ereignisse zeigen ein gänzlich anderes Bild. Rücken die gescheiterten Europäer ins Zentrum, so erscheinen die Indigenen als die entscheidenden Akteure. Sie kannten die Ressourcen und die Gefahren des Landes und waren als Verbündete überlebenswichtig. Ohne ihre Führung und Nahrungslieferungen konnte kein Stützpunkt etabliert werden und ihr aktiver oder passiver Widerstand war mehr als einmal stark genug, um selbst eine gut ausgerüstete Streitmacht zurückzuschlagen.

Dies soll nicht in Abrede stellen, dass in anderen Fällen unbewaffnete Indigene Opfer von Angriffen und brutalen Überfällen vonseiten der Europäer waren. Allerdings ist anzumerken, dass die indigene Welt auch ohne die Fremden von Gewalt geprägt war. Dies zeigt sich an den Kriegen und Konflikten, die zwischen indigenen Gruppen ausbrachen, um Handelsbeziehungen zu den neu eingetroffenen Europäern aufzubauen und für sich exklusiv zu nutzen. Sie kämpften um die neuen Waren, die ihnen erlaubten, ihre eigene Stellung in komplexen Wirtschaftsgeflechten zu verbessern, die hunderte Kilometer ins Landesinnere reichten. Mehr noch: Von Florida über Venezuela bis Brasilien waren Indigene erfolgreich darin, Europäer für sich kämpfen zu lassen – sei es als Verbündete oder als bezahlte Söldner. Mehr als einmal waren sie dann aber entsetzt über die Brutalität der Europäer oder deren Ignoranz gegenüber indigenen Hierarchien und Riten – ein Entsetzen, das aus Verbündeten schnell Feinde machen konnte.

Das Ziel dieses Buches, erfolglose Europäer und die zentrale historische Rolle der amerikanischen Indigenen in den ersten 120 Jahren nach Kolumbus zu thematisieren, bietet allerdings die Gefahr eines Missverständnisses. Es könnte der Eindruck entstehen, dass die langfristige Entwicklung, die Eroberung, Vertreibung, Unterdrückung und Vernichtung ausgeblendet oder gar relativiert werden soll. Dies ist ebenso wenig beabsichtigt, wie ein Aufrechnen des Leidens der einen oder der anderen Seite.

Das tragische Ende sollte aber auch nicht den Blick auf die keineswegs so eindeutigen und komplexen Anfänge und frühen interkulturellen Kontakte trüben. Es wäre unzutreffend, die Indigenen Amerikas als rein passive Opfer aggressiver Europäer oder naive Wegbereiter ihres eigenen Untergangs zu beschreiben. Es ist vielmehr erstaunlich, wie lange indigene Gemeinschaften angesichts neuer Seuchen, dem Zugang zu neuen Handelswaren und Technologien und dem Kontakt mit durchaus kampfstarken Europäern eine eigenständige Handlungsmacht besaßen und im Stande waren, ihre Weltordnung an die sich ändernden Umstände anzupassen, ohne ihre Identität aufzugeben. In vielen der in diesem Buch untersuchten Fälle verloren sie über mehr als 100 Jahre nicht die Macht, selbst zu entscheiden, welche geistigen oder materiellen Neuheiten sie in ihre Gesellschaften

aufnahmen und ob sie die Fremden von jenseits des Meeres überhaupt in ihrer Nähe tolerieren wollten. Daher erzählt dieses Buch nicht nur die Geschichte europäischer Akteure in Amerika, sondern eine verflochtene, gemeinsame Geschichte von Begegnungen.

Von Nord nach Süd

Dieses Buch folgt der östlichen Küstenlinie des amerikanischen Doppelkontinents vom hohen Norden bis in den tiefen Süden. Der Blick reicht dabei von der felsigen, in Permafrost gefangenen Baffin Insel westlich von Grönland über die grünen Küsten Acadiens, die schwülen Sumpflandschaften Floridas und den Dschungel Südamerikas bis zum kargen Feuerland nahe der Südspitze des Doppelkontinents. Die Darstellung führt in einer Art Reise zu historischen Schauplätzen, die durch ihre verschiedene Landesnatur vielfältige interkulturelle Begegnungen von Indigenen und Europäern prägten.

An diese Orte kamen Mönche, Missionare, Freibeuter, Fischer, Walfänger, gewaltbereite Eroberer, junge Ritter, die sich einen Namen machen wollten, alte Seehelden und immer wieder einfache Männer und Frauen, die als Dienstpersonal, Handwerker oder Familienangehörige den Ozean überquerten. Dieses Buch erzählt die Geschichten ihrer Begegnungen mit den indigenen Bewohnern der Landschaften Amerikas, seien es kleine Gruppen von Männern und Frauen, die als Jäger und Sammler lebten, Landwirtschaft treibende Dorfbewohner, spirituelle Führer, Krieger, Händler, die männlichen und weiblichen Oberhäupter großer Städte oder manchmal sogar die Herrscher von Reichen, die zehntausende Krieger zu ihrer Verteidigung aufbieten konnten.

Die Überlieferung

Bereits ein kurzer Überblick über die Quellen, die aus der Zeit der frühen transatlantischen Kulturkontakte überliefert sind, zeigt zwei zentrale Probleme: Zum einen gibt es nahezu keine Quellen indigener Akteure, die nicht erst nach einer Eroberung und europäisierten Ausbildung der Überlebenden entstanden sind. Fast alles, was wir in Bild oder Text über indigene Kulturen und Persönlichkeiten der Amerikas wissen, stammt von Europäern.

Dies führt uns direkt zum zweiten Problem. Selbstverständlich sind historische Quellen keine neutralen Darstellungen. Sie sind zum Teil ganz offen ge-

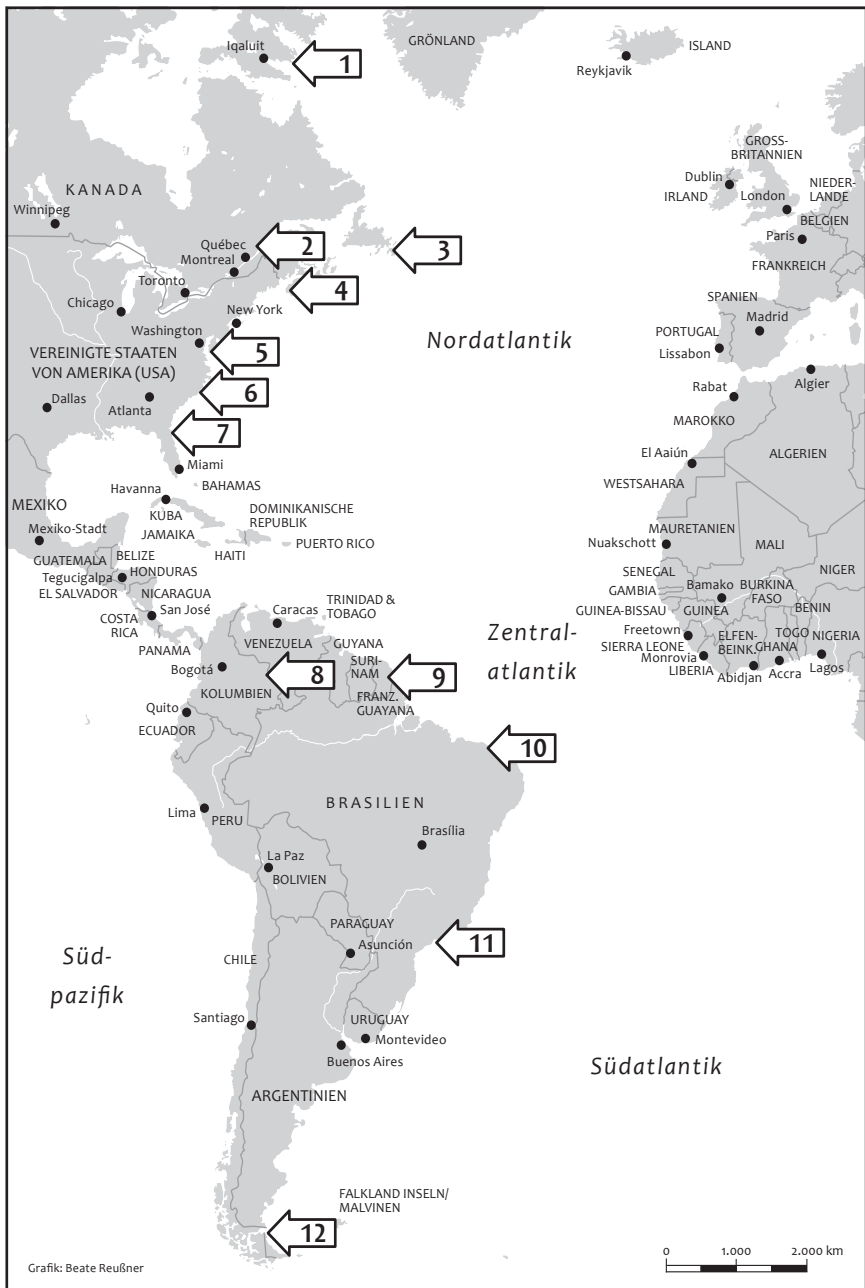


Abb. 1 Diese Karte zeigt die Lage der zwölf in diesem Buch präsentierten Kolonialprojekte und die Reihenfolge, in der sie beschrieben werden: 1., 2., 3. etc.

schrieben worden, um die Leserschaft vom eigenen Standpunkt zu überzeugen. Auslassungen, Erfindungen, Prahlerei und ähnliche Dinge sind typische Bestandteile, lassen sich aber immerhin durch kritische vergleichende Lektüre teilweise identifizieren und auflösen. Weitaus grundlegender als solche absichtlichen Verfälschungen ist aber die fundamentale Prägung aller Quellen durch den geteilten geistigen Horizont des Autors und seines Publikums in Bezug auf Wissen, Vorstellungswelten, Metaphern, moralische Konzepte, Konventionen und Traditionen des jeweiligen Genres sowie die Grenzen des Sagbaren.

Zur Überwindung dieser doppelten Problematik können neben der klassischen Quellenkritik der Geschichtswissenschaft besonders Methoden und Erkenntnisse der historischen Literaturwissenschaft genutzt werden, um die oftmals literarischen Quellen als Texte ihrer jeweiligen Zeit zu verstehen. Darüber hinaus können in einigen Fällen die Ergebnisse archäologischer Untersuchungen sowie der amerikanischen Native American Studies und der historisch arbeitenden Anthropologie einbezogen werden. Durch Kombination dieser Ansätze ist zumindest eine Annäherung an die indigenen Akteure der Zeit möglich. So vorzugehen, bleibt zwar immer angreifbar, ist aber der Alternative vorzuziehen, die Indigenen auf die Rolle bloßer Figuren in europäischen Texten zu reduzieren.

Die Kapitel dieses Buches sind das Ergebnis einer kritischen Analyse des überlieferten Quellenmaterials unter Einbeziehung der Erkenntnisse benachbarter Disziplinen. Sie entsprechen dem Stand der Forschung, können aber nicht den Anspruch erfüllen, umfassend zu sein. Für tiefere Einblicke in die Forschungsgeschichte, die Überlieferungsproblematik und weiterführende Interpretationen sei auf die Habilitationsschrift *Gescheiterte Kolonien – Erträumte Imperien* mit ihrem umfangreichen Anmerkungsapparat verwiesen. Auch in diesem Buch finden sich Hinweise auf weiterführende Lektüre und die Quellenlage zu jedem Kolonialprojekt am Ende des jeweiligen Kapitels. Es handelt sich natürlich nur um einen ersten Einblick in eine Forschung, die auf Deutsch, Englisch, Spanisch, Portugiesisch und Französisch nicht nur Regale, sondern ganze Bibliotheken füllt.

Utopien jenseits des Meeres

Auch wenn die Indigenen bei den meisten in diesem Buch beschriebenen kolonialen Unternehmungen über Erfolg oder Niederlage entschieden, so bleibt unstrittig, dass die Initiative für die interkulturellen Begegnungen bei den Europäern lag. Sie waren es, die den Atlantik überquerten und ihre Waffen, Tausch-

waren und ihre Vorstellungen von der Überlegenheit ihrer eigenen Lebensweise und einer neuen kolonialen Ordnung mitbrachten. Um die Ziele der europäischen Akteure zu verstehen, empfiehlt sich zunächst ein Blick auf das Spanische Imperium, das für alle, die nicht direkt dazugehörten, entweder Vorbild oder Feindbild war.

Auch wenn viele Konquistadoren am Widerstand indigener Gemeinschaften scheiterten, hatten Cortes, Pizarro und ihresgleichen durch ihre Feldzüge dennoch um 1535 für den Herrscher Karl V. und die spanischen Habsburger ein gewaltiges Imperium erschaffen. Nach der Eroberung Perus und Mexikos begann ein steter Strom von Edelmetall und Handelswaren zu fließen. Jedes Jahr, regelmäßig wie ein Pulsschlag, brachte die sogenannte *Flota* oder Silberflotte Schätze der Amerikas nach Sevilla. Auch wenn die Habsburger einen großen Teil davon zur Tilgung von Krediten verwenden mussten, blieb ihnen genug, um eine europaweite Machtpolitik zu finanzieren. Kriege in Italien und den Niederlanden, aber auch Bestechungen auf allerhöchster Ebene, all das ermöglichten die Schätze Amerikas.

Wenn die Silberflotte als Pulsschlag des Imperiums gelten kann, war die Karibik sein Herz. Hierhin fuhr die *Flota* aus Spanien, bevor sie unterschiedliche amerikanische Häfen anlief, und hier versammelten sich die Schiffe zur gemeinsamen Rückreise nach Sevilla. Auf den Inseln selbst hatte man, nachdem die indigene Bevölkerung durch eingeschleppte Seuchen und brutale Ausbeutung weitgehend zugrunde gegangen war, eine lukrative Plantagenwirtschaft etabliert, für die immer mehr Menschen aus Afrika als Sklaven verschleppt wurden. Doch nicht nur die Erträge der Zwangsarbeit auf den Plantagen, das Silber und Gold aus Peru und Mexiko, Edelsteine aus Kolumbien und exotische Tiere oder Pflanzen aus Südamerika wurden hier für Europa geladen, sondern auch Handelswaren von den pazifischen Gewürzinseln und den fernen Märkten Asiens, die ab den 1570er Jahren jährlich über den Pazifik durch Mexiko in die Karibik kamen.

Es wundert wenig, dass andere europäische Herrscher und ihre Untertanen keineswegs freundlich auf diese Warenströme blickten. Während Franz I. von Frankreich in einer langen Reihe von Kriegen gegen den Habsburger Karl V. stritt, waren seine Untertanen mehr als nur bereit, den Kampf auf eigene Rechnung und zum eigenen Vorteil auch in der Karibik und an der Küste Brasiliens auszutragen. Seefahrer aus der Normandie, Bretagne und dem Baskenland rüsteten schon vor 1530 Kaperfahrten aus, manche davon offiziell genehmigt, andere hingegen reine Piraterie. In der zweiten Hälfte des Jahrhunderts folgten den Franzosen dann die Untertanen Königin Elisabeths von England. Sie begannen einen jahrzehntelangen Kaperkrieg, der sich bis in den Pazifik erstreckte. Für alle

diese Kaperfahrer waren das Herz und der Puls des Spanischen Imperiums, die Karibik und die Silberflotte, die bevorzugten Ziele.

Dieser Hintergrund war in mehrfacher Hinsicht prägend für die Erwartungen und Pläne aller Europäer, die nicht aus dem Spanischen Imperium kamen und dennoch Kolonien jenseits des Ozeans gründen wollten. Zum einen war die Karibik der zentrale Anlaufpunkt, wenn man nach Amerika reisen wollte. Strömungen und Winde machten die Überfahrt leicht und eventuell ließ sich dort die koloniale Unternehmung mit einer Kaperfahrt kombinieren. Die Attraktivität der Kaperei war zum anderen generell ein großes Problem für jeden, der eine Kolonie gründen wollte. Warum sollten Investoren und Seeleute sich die Mühe einer Koloniegründung machen, wenn man sich nur zu nehmen brauchte, was die Spanier bereits erbeutet hatten? Diese Frage stellte sich besonders in Kriegzeiten, so dass jeder Friedensschluss einen Aufschwung für koloniale Vorhaben und jede politische Spannung die Stimmung zugunsten von Kaperfahrten kippen ließ.

Doch es gab auch Ideen, um beides in kolonialen Projekten zu kombinieren. Man plante, Stützpunkte für Kaperfahrer in den Amerikas zu errichten. Derartige Vorhaben waren aber davon abhängig, dass das eigene Heimatland in Feindschaft mit dem Spanischen Imperium blieb. Ein Friedensschluss, der Angriffe auf spanische Schiffe untersagte, wäre für solche Kolonien das Ende.

Daher ist es nachvollziehbar, dass Pläne geschmiedet wurden, um weit im Norden oder Süden Amerikas ein Kolonialreich zu errichten, das wirtschaftlich nicht auf Beute aus Kämpfen gegen Spanier setzte. Doch selbst in solchen Fällen entkam man nicht dem Einfluss des Spanischen Imperiums. Es war der Maßstab, an dem alle anderen Vorhaben gemessen wurden. Im positiven Sinne konnte es ein Vorbild sein, wenn es den Organisatoren und Geldgebern um Eroberung, Unterwerfung und Gold ging. Doch die Spanier waren nur für wenige Jahrzehnte ein allgemein akzeptiertes Vorbild. Ab der Mitte des 16. Jahrhunderts war ihre Kolonialpolitik im restlichen Europa zunehmend umstritten und schließlich sogar verpönt. Grund hierfür waren die zahlreichen Kriege der spanischen Habsburger in Europa und ihre Rolle als Vorkämpfer des Katholizismus im Zeitalter der Reformation. Dies führte zu einer reichen Literatur, welche die Spanier als von Natur aus brutal, goldgierig und verdorben beschrieb. Die Geschichte von der Eroberung Amerikas war den Autoren ein willkommener Beweis für jene, angeblich typische Bösartigkeit der Spanier. Für alle Organisatoren kolonialer Projekte in England, Frankreich und dem protestantischen Deutschland bedeutete diese Entwicklung, dass sie sich ausdrücklich von den Spaniern distanzieren mussten, wenn sie Herrscher und Geldgeber für sich gewinnen wollten.

Sie erklärten daher, dass es ihnen um friedliche Kontakte mit den Indigenen ginge, um sie mit Milde zu christianisieren und zu guten Untertanen neuer Reiche jenseits des Ozeans zu machen. Dort würden so bessere Versionen ihres Heimatlandes entstehen und Orte, die frei von den brutalen Konflikten seien, die Europa zerrissen. Die Organisatoren kolonialer Projekte versprachen utopische Welten und für jeden ein glückliches Leben, sinnvolle gottgefällige Arbeit in einer vor Ressourcen geradezu überbordenden Naturidylle. Deren indigene Bewohner würden aus Liebe und Respekt gegenüber den Christen entweder friedlich mit ihnen zusammenleben oder ihnen das weite, fruchtbare Land gerne überlassen. Kurz: Amerika war für sie eine Projektionsfläche für Träume von besseren Gesellschaften, ein Ort für Utopien.

Diesen Begriff hatte der englische Staatsmann Thomas Morus just 1516 in einem Werk über eine fiktive, ideale Gesellschaft im modernen Sinne geprägt. Utopia ist in diesem Werk der Name für eine perfekte Gesellschaft auf einer Insel vor der Küste Amerikas, die auch Kolonien auf dem Kontinent etabliert. Bei aller Harmonie zeigt sich in Morus' Werk auch eine typische Ambivalenz. Wenn die indigenen Bewohner Amerikas sich nicht zu ihrem eigenen Besten der Expansion der Utopier fügen, so greifen letztere laut Morus mit allem Recht zu den Waffen, um ihre Interessen auf dem Kontinent durchzusetzen.

Dieser Gedanke ist für das 16. Jahrhundert durchaus typisch, da kolonialen Utopien häufig der Gedanke innewohnte, Gewalt gegen Indigene sei legitim, falls diese nicht einsahen, dass die Lebensweise und der Glaube der Europäer in jeder Hinsicht überlegen seien, und sich friedlich ergaben. Man rechtfertigte dies stets damit, dass es keine Gewalt zum Zwecke der Unterwerfung wie bei den Spaniern sei, sondern letztlich zum Wohle der Indigenen. Dass im Spanischen Imperium ganz ähnliche Rechtfertigungen vorgebracht worden waren, blendete man in England wie in Frankreich dabei nur zu gerne aus.

Da solche Utopien aber auch mit finanziellem Gewinn locken mussten, um Geldgeber anzuziehen, versprachen diejenigen, die für ihre Realisierung warben, auch monetäre Anreize. Pelze, Perlen, Edelsteine, Gold und Silber, aber immer wieder auch die Entdeckung einer Abkürzung in den Pazifik waren ihre Argumente. Tatsächlich war die Suche nach einer Nordwestpassage, nach einem Weg durch die gewaltigen Flussnetzwerke Nord- oder Südamerikas oder aber nach einer zweiten Landenge wie in Panama das Ziel zahlloser Expeditionen. Solch eine Entdeckung würde einer eigenen Kolonie den Rang einer zweiten Karibik verleihen und dem eigenen Heimatland ein goldenes Zeitalter bescheren.

Doch keine dieser Utopien wurde Realität. Manche von ihnen blieben bloße Vorstellungen in Manuskripten und Büchern, andere existierten immerhin für

einige Wochen oder sogar Jahre, bevor sie letztlich untergingen. Die Träume und Versprechungen, die hinter ihnen steckten, blieben jedoch bedeutsam. Sie bestimmten, wie die Europäer ihre Erfahrungen deuteten und den Daheimgebliebenen von ihren Erlebnissen erzählten. Somit prägen sie noch heute alle Quellen, die aus dieser Zeit überliefert sind.

Die Perspektive der anderen

Doch was ist mit den Erwartungen und Eindrücken der Indigenen Amerikas? Um sie zu beschreiben ist die Quellenlage, wie erwähnt, sehr ungünstig. Es dennoch zu versuchen, bietet aber eine gute Gelegenheit, um grundlegend über die unterschiedlichen Perspektiven der historischen Akteure nachzudenken, die einander in jedem der folgenden Kapitel begegnen.

Solch ein Versuch bedient sich am besten eines Beispiels, das sich auf die meisterhafte Einleitung von Peter Baily in dessen 2013 erschienenem Werk *The Barborous years. The peopling of British North America, the conflict of civilizations* stützt. Stellen wir uns eine Küstenlandschaft mit Wäldern und Bergen im Osten Nordamerikas vor. Diese Landschaft hatte für die Menschen des 16. Jahrhunderts, abhängig davon, ob sie Indigene Amerikas oder Europäer waren, nicht nur unterschiedliche Bedeutung. Ihre Sichtweise auf dieselbe Landschaft war sogar so verschieden, dass keiner von beiden auch nur verstehen konnten, was der jeweils andere sah.

Für die Indigenen war die Küste ein vertrautes Areal. Sie kannten die Landschaft, die Geräusche, die Pflanzen und die Tiere. Sie wussten, wie man an dieser Küste überlebt und wie die Landschaft ihr Gesicht im Laufe der Jahreszeiten verändert. Alles an der Küste war ihnen bekannt und alles war miteinander verbunden. Auch wenn die indigenen Kulturen Amerikas eine immense Vielfaltigkeit aufweisen, ist für die Mehrheit von ihnen ein spirituelles Verständnis ihrer Umwelt grundlegend. Die Landschaft war erfüllt vom Wirken höherer Mächte. Den Tieren wohnten Geister inne, und auch die Geister der eigenen Ahnen waren Teil der spirituellen Welt und konnten sich in den Wäldern an der Küste bewegen. Man war im Wald nie wirklich allein. Durch Musik, Tanz oder Opfergaben konnte man mit den Geistern der Ahnen, denen der Tiere oder mit höheren Mächten kommunizieren, um ihren Schutz oder ihre Hilfe für Jagd und Kampf zu erbitten.

Doch die Küstenlandschaft war für indigene Betrachter auch ein politischer Ort. Sie kannten sie als Gebiet, in dem eine bestimmte Gemeinschaft fischte,

jagte und entweder dauerhaft oder saisonal lebte. Indigene Betrachter wussten, mit wem die Bewohner verfeindet oder verbündet waren. Wenn an der Küste ein Mensch zu sehen war, konnten sie seine Kleidung, seine Bemalungen oder seinen Schmuck einordnen. Sie erkannten seinen oder ihren Rang, die Zugehörigkeit und wussten sofort, wie man dieser Person begegnen musste, welche Worte und Verhaltensweisen angemessen oder welche provokativ sein würden.

Außerdem stand für einen indigenen Betrachter die Küstenlandschaft nicht für sich allein. Sie war vernetzt mit dem Hinterland, wo der Verlauf von Flüssen und Bergrücken für viele Tagesreisen bekannt war. Für Indigene war offensichtlich, welche Tauschwaren sich an dieser Küste gewinnen ließen und wogegen man sie tauschen konnte. Sie wussten von Ressourcen, die aus hunderten Kilometern Entfernung hierhin gebracht wurden, und von den üblichen Zeiten, an denen Handel stattfand und wer die Waren bringen würde.

Doch was sahen die Europäer, wenn sie begannen, das Ufer zu erkunden? Für sie war die Landschaft voll ungezähmter Natur. Daran war wenig Positives, denn gemäß Gottes Auftrag an den Menschen, sich die Welt untertan zu machen, war nur eine geordnete Landschaft eine gute. Städte, Dörfer, Kirchtürme, erkennbare Wege, Felder mit Abgrenzungen und Markierungen oder Plantagen waren Zeichen einer gottgefälligen Welt. Eine Landschaft ohne all das war gefährlich. Fast alle Tiere und Pflanzen waren unbekannt. Ein europäischer Betrachter wusste nicht, ob die Küste ihn ernähren würde, ob er hungern müsste oder an einer Vergiftung zu sterben drohte. Misstrauen gegenüber der wilden Natur und Gefühle von Isolation und Einsamkeit waren daher typisch. Alles was sie sahen verglichen die Europäer mit den Pflanzen und Tieren ihrer Heimat. Immer schwang dabei eine Wertung mit: War es hier besser oder schlechter? Dabei zeigte sich eine klare Präferenz. Dinge galten als besser, wenn sie dem Bekannten ähnlich waren.

Die Spiritualität der Landschaft war für Europäerinnen und Europäer eine gänzlich andere. Der Wald war in ihren Augen leer und unbeseelt, konnte aber Geister beherbergen, die dann entsprechend einer klaren religiösen Dualität zwischen Gott und dem Teufel böse sein mussten. Gegen böse Magie und alle Gefahren der fremden Welt vertrauten die Europäer auf die Allmacht und den Beistand Gottes. Er bot ihnen Rettung vor den zahlreichen unbekannten Gefahren, sofern sie seinem Willen und Gebot folgten.

In diesem Sinne war die Landschaft für sie eine offene Aufgabe. Es galt, dieses Land entweder selbst zu kultivieren oder aber die Indigenen zu Christen zu machen und dann zu einem Leben nach europäischem Vorbild anzuleiten, damit sich Gottes Wille erfüllt. Es war völlig ausgeschlossen, die Landschaft und ihre Bewohner so zu belassen, wie sie waren.

Die Menschen an der Küste waren für die Europäer fremdartig und erschienen ihnen alle weitgehend gleich. Wichtig war nur, dass die Indigenen keine Christen waren und dass es göttlicher Wille und Auftrag war, sie zu missionieren und ihre Lebensweise und Glaubenswelten zu ändern. Dies galt als offensichtlich, da sie die Natur nicht unterworfen hatten und keine Kleidung trugen. So galten sie als *Wilde*, *Sauvages* oder *Savages*, die das Land nicht besaßen, sondern nur bewohnten.

Wie die Menschen, so musste sich auch die Landschaft ändern. Wälder mussten gerodet, Minen errichtet, Felder angelegt und Städte sowie Festungen gebaut werden. Nur so ließen sich die politischen und wirtschaftlichen Ziele und wichtiger noch, Gottes Auftrag erfüllen. Aus der Landschaft musste eine Kopie der eigenen Heimat oder sogar eine bessere Version derselben werden. Die Indigenen konnten darin einen Platz finden, wenn sie ihre Lebensweise, ihr Land, ihre Spiritualität und Identität aufgaben. Sollten sie sich aber der Errichtung der neuen utopischen Landschaften widersetzen, so war es legitim, sie zu vertreiben oder zu vernichten, wie auch die Bewohner von Thomas Morus' Utopia ihren Willen durchsetzten.

An dieser Stelle sollte deutlich geworden sein, dass die Wahrnehmungen und Erwartungen beider Seiten völlig verschieden waren. Die Chancen auf einen friedlichen Kontakt und ein Zusammenleben ohne Gewalt waren eher gering. Welche konkreten Folgen die Begegnungen aber hatten und welche Akteure oder welche Umweltbedingungen dabei den Verlauf der Geschichte prägten, ist Gegenstand der folgenden Kapitel.



I. Goldminen im Permafrost – Die Baffin Insel 1576–1578

In der Nacht vom 3. auf den 4. Juni 1578 drohte einer englischen Flotte westlich von Grönland eine Katastrophe. Seit Tagen hatten die mehr als zehn großen Segelschiffe aufgrund dichten Nebels still vor der Einfahrt einer Bucht gelegen, die von Eis blockiert war. Vorsichtig hatten die Männer das Treibeis von den zerbrechlichen Rümpfen ihrer Schiffe ferngehalten, misstrauisch die nahen Eisberge im Auge behalten und auf eine Gelegenheit gehofft, ihr Ziel zu erreichen: eine baum- und strauchlose Permafrostlandschaft genannt *Meta Incognita*.

Nach einem nebeligen Tag mit stiller See kam in der besagten Nacht ein Sturm auf. Der Wind war so stark, dass die großen Eisberge in Bewegung gerieten und auf die Schiffe zutrieben. Kleinere Brocken von Treibeis, das der Wind zusammengeschoben hatte, blockierten jeden Ausweg, während zugleich scharfe Windböen aus wechselnden Richtungen heulend an den Seilen zerrten und alle Segelmanöver verhinderten. Auf die offene See auszuweichen war damit unmöglich, und so mussten die Männer mit den Eisbergen, wie sie es nannten, in den Nahkampf gehen.

An Bord von gleich fünf Schiffen standen in dieser Nacht Personen, die später Berichte über ihre Erlebnisse verfassten. Sie erzählen davon, wie die Besatzungen hektisch Holzbalken und Ersatzstangen für die Masten an Deck holten, um damit das scharfkantige Eis von den Schiffen fernzuhalten. Segeltuch wurde in Ballen über Bord gehängt, um den Aufprall der Eisschollen zu mildern, und selbst die Stangenwaffen der Männer kamen gegen das Eis zum Einsatz.

Wenn kleinere Eisschollen ein Schiff bedrängten, kletterten Männer trotz Wind und Seegang nach außenbords, so dass sie an Seilen dicht über dem eisigen Wasser hingen, und trieben Haken in das Eis. Sie nutzen so Eis gegen Eis als Schutzschild. An das Flaggschiff *Ayde* drängte jedoch ein großer Eisberg so kraftvoll heran, dass die Männer ihn mit Stangen, Rudern und Balken nicht mehr abhalten konnten. Der Mitreisende George Best berichtete, dass in dieser Lage der Befehlshaber der Expedition, Martin Frobisher, selbst von Bord der *Ayde* auf den Eisberg gesprungen sei und seine Männer angefeuert habe, Rücken an Rücken mit ihm das Flaggschiff von dem Eisberg wegzudrücken.

Alle Berichte zeigen, wie stolz ihre Verfasser auf die Leistung der Kapitäne, aber auch jedes einzelnen Seemanns in dieser Nacht waren, und dennoch war alle Mühe nicht genug. George Best schildert mitreißend, dass der Kampf mit Kraft allein nicht zu gewinnen gewesen sei. Die Lage habe sich erst gebessert, als

die Männer zuerst auf der *Judith*, dann auf anderen Schiffen begannen, gegen den Sturm anzusingen. Psalmen und Kirchenlieder erklangen in der Sturmnacht und gewannen an Lautstärke, als die Besatzungen aller Schiffe einstimmten, soweit der Kampf es erlaubte. Für die Verfasser der Berichte stand übereinstimmend fest, dass sie so Gott selbst zur Rettung der Flotte bewogen hätten. Auch wenn moderne Leser diesen Glauben nicht teilen mögen, ist doch nachvollziehbar, wie die vertrauten Lieder ein Gefühl von Hoffnung und Zusammengehörigkeit unter den Männern in der Sturmnacht weckten.

Alle Lieder und aller Einsatz verhinderten jedoch nicht, dass eines der größeren Schiffe der Belastung nicht standhalten konnte. Der Rumpf der *Dennis* zerbrach unter dem Druck des Eises und der Kapitän gab Befehl, das sinkende Schiff aufzugeben. Einige seiner Männer sprangen daraufhin auf die Eisscholle, die ihnen den Untergang gebracht hatte, andere nutzen die ausgebrachten Boote und ruderten zwischen den Eisbergen zu einem der anderen Schiffe. Die *Dennis* blieb trotz aller Gefahren jedoch das einzige Schiff, das in dieser Nacht verloren ging. Als sich am nächsten Morgen der Sturm legte und die zerschlagene Flotte sich sammelte, um Bilanz zu ziehen, erwiesen sich die Verluste tatsächlich als sehr gering. Wie die Verfasser der Berichte übereinstimmend festhielten, konnten selbst von der gesunkenen *Dennis* nach und nach alle Besatzungsmitglieder gerettet werden – für sie ein Zeichen, dass Gott die Mission ihrer Flotte unterstützte. Jetzt konnten sie sich darauf konzentrieren, eine Einfahrt in die Bucht zu suchen. Dort warteten, so behauptete der Befehlshaber der Flotte Martin Frobisher, wilde Menschen auf sie, die keine Gnade kennen würden.

Doch was für ein Ziel verfolgte der erfahrene Freibeuter Martin Frobisher im Auftrag von Königin Elisabeth in der eisigen See? Warum hatten sich etwa 15 Prozent der damals seetüchtigen englischen Schiffe über 100 Tonnen zu einer Flotte zusammengeschlossen, die Kurs auf eine permanent gefrorene Insel nahm, auf der es nicht einmal Bäume oder Sträucher gab? Die Antwort auf diese Frage führt einige Jahre zurück und umfasst einige ebenso tragische wie typische Phänomene aus dem sogenannten Zeitalter der Entdeckungen. Hierzu gehören fatale Irrtümer, die Suche nach neuem Wissen über die Welt, gewaltsame Kontakte mit fremden Kulturen, Alchemie, Gier, Betrug, politische Intrigen und der drängende Wunsch, die spanische Vorherrschaft über die Ozeane herauszufordern und unsterblichen Ruhm zu erwerben.

Ausgangspunkt des englischen Versuchs 1578 die Baffin Insel zu kolonisieren, war der Traum von einem eigenen Seeweg nach China und Japan. Seit Marco Polo mit seinen Erzählungen die Sehnsucht nach den Reichtümern des Fernen Ostens geweckt hatte, war diese Region das Ziel europäischer Träume. Nachdem die Portugiesen einen Seeweg rund um Afrika entdeckt und die Spanier durch die Magellan-

straße im Süden Amerikas einen Seeweg in den Pazifik gefunden hatten, schien dieser Traum zunehmend greifbar. Für einflussreiche Kreise in England stand angesichts der Spannungen mit Spanien fest, dass man einen eigenen Seeweg dorthin suchen sollte. Wenn diese Route nördlich von Asien gefunden werden könnte, wäre sie außerdem sicherer und viel kürzer. Bereits seit den 1550er Jahren waren daher Expedition nach Osten gesegelt, hatten Skandinavien umrundet und einen Seehandelsweg mit Russland erschlossen. Eine eigene Handelsgesellschaft, die *Muscovy Company*, war entstanden und suchte weiter nach einem Weg, Asien zu umrunden.

In dieser Situation kamen Martin Frobisher, als erfahrener Befehlshaber zur See, und mehrere einflussreiche Händler, Gelehrte und Adelige zusammen, um einen alternativen Seeweg vorzuschlagen: eine Nordwestpassage, die nicht Asien, sondern Amerika umrunden würde. Hinweise auf deren Existenz gab es bereits, da frühere Expeditionen von großen Buchten und Einfahrten in Passagen berichtet hatten. Der Adelige Humphrey Gilbert verfasste sogar eine ausführliche Denkschrift, in der er nachwies, warum es eine solche Passage geben müsse. Darin kombinierte er spekulatives Wissen der Antike mit aktuellen nautischen Beobachtungen, um so für eine Expedition zu werben, welche diese Passage finden würde. Aus dem Kreis der *Muscovy Company* fand er einen Unterstützer in dem Geschäftsmann und Händler Michael Lok.

Jener war eine Führungspersönlichkeit in der *Company* und in Fragen von Finanzierung und Verwaltung versiert. Für Lok war die Partnerschaft ein relativ günstiges zweites Standbein, um ein eventuelles Scheitern der Suche im Osten zu kompensieren. Er war es auch, der den erfahrenen Seefahrer Martin Frobisher ins Boot holte. Auch wenn Frobisher den Ruf hatte, ein rücksichtloser Freibeuter zu sein, standen seine Fähigkeiten als Seemann außer Zweifel.

Dem Netzwerk fehlte jetzt nur noch ein prominenter Gelehrter, um Unterstützer und Geldgeber in höchsten Kreisen zu überzeugen und der Idee von einer Nordwestpassage Taten folgen zu lassen. Dieser Gelehrte war John Dee, einer der berühmtesten und mysteriösesten Männer seiner Zeit. Dee hatte an verschiedenen Universitäten Europas gelehrt und genoss allgemeine Anerkennung als Experte auf zahlreichen Gebieten, von Geschichte über Naturwissenschaft bis hin zu Magie, Alchemie und

Nächste Seite:

Abb. 2 Eine Weltkarte aus der Reiseberichtsammlung des einflussreichen englischen Kolonialpropagandisten Richard Hakluyt, den *Principal Navigations* von 1598. Auf dieser Karte deutet Hakluyt mehrfach an, dass eine Passage nördlich von Amerika für England einen leichten und schnellen Weg nach Asien bietet – entweder direkt über das Meer oder durch die Flüsse und Seen Nordamerikas. Der Pazifik ist dazu passend verkleinert abgebildet, um die Route kürzer erscheinen zu lassen. Noch immer sind die durch Frobishers Reisen bekannte – aber nicht existierende – Insel Frizeland und die Südspitze Grönlands als Insel zu sehen, wie von Frobisher fälschlich verzeichnet.





Astronomie. Wie andere Herrscher suchte auch Elisabeth I. den Rat der Sterne und Dee war ihr Mann für solche Konsultationen. Auch ranghohe Adelige hörten auf ihn. Er warb schon länger für den Aufbau einer Kriegsmarine und eine koloniale Expansion Englands im Nordatlantik, wofür er als erster den Begriff *British Empire* prägte. Da für die Realisierung seiner Visionen ein eigener Seeweg nach Asien ein immenser Antrieb wäre, tat er sich bereitwillig mit dem Adligen Humphrey Gilbert, dem Händler und Organisator Lok und dem Freibeuter Frobisher zusammen.

Erstes Ergebnis ihrer Zusammenarbeit war, dass Frobisher 1576 die Erlaubnis der Königin erhielt, mit zwei kleinen Schiffen im hohen Nordatlantik nach einer Passage zu suchen und, wenn möglich, Kontakt mit dem Kaiser von China und anderen Herrschern Asiens aufzunehmen.

Auch wenn Frobisher auf seiner ersten Reise nur 33 Mann befehligte, so lag darin doch der Anfang eines der größten kolonialen Projekte des Jahrhunderts. Von England aus nahm Frobisher zunächst Kurs nach Westen, wo er nach einiger Zeit Land sichtete. Beim Abgleich mit den Seekarten, die John Dee für ihn bereitgestellt hatte, identifizierte er das Land als die Insel *Frizeland*: eine geheimnisvolle Atlantikinsel, fast so groß wie Island, die angeblich zwei venezianische Seefahrer im 15. Jahrhundert gesichtet hatten.

Seine Entdeckung ist ein gutes Beispiel dafür, wie mächtig Irrtümer und Legenden zu dieser Zeit waren. *Frizeland*, auf dem ganze Städte vermutet wurden, gab es nicht. Es handelte sich vielmehr um eine Erfindung, die ein italienischer Autor seinen eigenen Vorfahren zuschrieb und mittels gefälschter Karten berühmt gemacht hatte. Hieran zeigt sich, dass Seefahrer wie Frobisher gar nicht ins Unbekannte fuhren. Sie hatten klare Erwartungen, was sie finden würden, und mehr als einmal passten sie die Wirklichkeit, die sich ihnen darbot, an die Erwartung an. In Wirklichkeit hatte Frobisher die Südspitze Grönlands erreicht, vermerkte in seinen Unterlagen aber die Entdeckung Frizelands und damit einen weitaus beeindruckenderen Erfolg. Dieser Triumph war für John Dee von hoher Bedeutung, da er angeblich in alten Chroniken den Beweis gefunden hatte, dass einst König Arthus *Frizeland* für England kolonisiert habe. Somit bewies Frobisher John Dees Theorie und sein Erfolg ließ sich als Zeichen dafür präsentieren, dass für England eine Zeit des Ruhms wie unter König Arthus zurückkehren werde.

Die Realität hielt mit den triumphalen Hoffnungen aber nicht Schritt. Eines der beiden Schiffe musste umkehren, so dass Frobisher mit gerade einmal 18 Männern weiter nach Nordwesten segelte. Er sichtete eine fremde, auf seiner Karte nicht verzeichnete Küste, die er später *Meta Incognita* nannte. Das Land war graubraun, felsig und ohne erkennbare Pflanzen – aber es gab eine Einfahrt in eine Bucht, von der Frobisher überzeugt war, dass es die Passage nach Asien sei.

Vorsichtig segelten er und seine Männer hinein. Als sie am Ufer Menschen sahen, gingen sie vor Anker und nahmen Kontakt auf. Die Engländer trafen auf Inuit, also Angehörige einer Kultur, die über Fertigkeiten, Werkzeuge und Kleidung verfügten, die ein Leben unter extremen Umweltbedingungen ermöglichten, gegen welche die Engländer der damaligen Zeit kein Mittel kannten.

Durch Geschenke stellte Frobisher nach einer von Misstrauen geprägten ersten Begegnung einen friedlichen Kontakt her und behauptete später, er habe von den Bewohnern des Landes durch Zeichen erfahren, dass weiter im Westen ein großes Meer liege. Die Inuit, die ihm diese Auskunft gegeben hatten, sah er allerdings lediglich als primitive Wilde oder *Savages* an, die wie Tiere umherziehen und, in Felle gehüllt, ein karges Leben führen würden. Für den Wert ihrer technischen Errungenschaften, wie das leichte und doch stabile Kajak, spezielle Harpunen, mobile Fellhütten und perfekt angepasste Kleidung hatte er, wie auch seine späteren Reisen zeigen, kein Verständnis.

Auch wenn der Kontakt zunächst friedlich blieb, kam es bald zu einem schweren Zwischenfall. Ein indigener Mann forderte eine Gruppe von fünf Seeleuten, die mit einem Beiboot an die Küste gerudert waren, auf, ihn über eine Hügelkuppe zu begleiten. Frobisher, der seinen Leuten befohlen hatte, nie die Sichtlinie des Schiffes zu verlassen, vermutete einen Hinterhalt, doch die Männer ignorierten sein Winken und Rufen. Auch nach Stunden kehrten sie nicht zurück. Mit nur noch 13 Männern und damit in Sorge, ob sie das Schiff noch sicher manövrieren könnten, befahl Frobisher nach kurzer Wartezeit die Abreise. Vorher aber lockte er einen Inuit, der das Schiff in einem Kajak umkreiste, mit Geschenken näher heran. Als der Mann direkt neben dem Schiff war, lehnte Frobisher sich über die Bordwand, packte ihn und zog, angeblich ohne Hilfe, den Mann mit samt dem Kajak aus dem Wasser. Auch wenn dieser Kraftakt unglaublich scheint, so ist sicher, dass die Engländer den Mann nach England verschleppten. Zwar versuchte der Entführte zunächst, sich das Leben zu nehmen, doch nach einer Weile schien er sich seinem Schicksal zu ergeben.

So kehrte Frobisher mit fünf Mann weniger, aber dafür mit einem Gefangenen zurück. Er hatte zwar eine mutmaßliche Einfahrt in die Passage erkundet, jedoch keine Ahnung, wie weit sie reichte und ob tatsächlich der Pazifik dahinter lag. Abgesehen davon hatte er nichts außer einigen Brocken Gestein an Bord.

Die Nachricht von der Passage wurde wohlwollend, aber nicht begeistert aufgenommen. Um für eine weitere Expedition zu werben, führten Michael Lok, Frobisher und ihre Partner daher den Gefangenen öffentlich vor. Vor einer stauenden Menschenmenge musste er in seinem Kajak im Hafen von Bristol und auf einigen Flüssen rudern und zeigen, wie er Tiere harpunierte.